

Maria Stern

**Acetat**  
**Clara Cobans erster Fall**

Roman

VERLAG  
WORTREICH

## Prolog

»Ich will die Scheidung«, flüsterte sie und schlug die Augen nieder. Endlich hatte sie die Kraft gefunden, diesen Satz zu sagen. Das hatte Jahre gedauert. Jahre, die sie hinter dem Wickeltisch und in der Küche verbracht hatte und auf seinen Weihnachtsfeiern bei Champagner und feinen Häppchen.

»Du willst was?« Er stellte den weißen Teller in die Abwasch, drehte sich zu ihr, sah sie an und kam langsam näher. Sie wusste aus Gesprächen über Freunde, die sich getrennt hatten, dass er alles daransetzen würde, ihr nichts von seinem Geld zu geben, und dass es schwierig werden würde, als Grafikerin wieder Fuß zu fassen. Sie war zu lange zu Hause geblieben.

»Die ... die Scheidung. Bitte, ich halte das alles nicht mehr aus.«

»Hast du einen Anderen?« Mit einem Satz war er bei ihr und packte sie hart am Kinn.

»Nein, natürlich nicht.«

»Und warum willst du dann die Scheidung? Weißt du eigentlich, was du da sagst?« Er drängte sie gegen den chromglänzenden Kühlschrank. Wie schon so oft. Jetzt sah sie ihm in die Augen. Mit zusammengepressten Lippen und steifem Körper versuchte sie, nichts zu fühlen. Heute Abend würde

es das letzte Mal sein, dass sie vor ihm Angst hatte. Morgen würde sie mit den Kindern gehen. Das Schlimmste hatte sie hinter sich. Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit, bis er sich beruhigen und sie um Verzeihung bitten würde.

»Du bist so lächerlich und das weißt du.« Er stieß sie von sich, sodass sie mit dem Kopf an die Kante des Oberschranks knallte, der rechts vom Kühlschrank hing. Es tat höllisch weh. Sie griff sich auf die schmerzende Stelle und sah helles Blut über ihren rechten Unterarm fließen.

»Du verfluchte Fotze, willst du noch mehr?«

Sie barg ihren Kopf in beiden Händen, schielte zur Küchentüre und hoffte, dass er nicht noch lauter wurde. Sie hatte extra gewartet, bis die Kinder im Bett waren. »Nein, bitte ...«

»Bitte? Was bitte? Du willst mich verlassen? Das kannst du haben!« Seine Faust landete in ihrer Magengrube. Sie klappte zusammen und rang nach Atem.

»Bitte leise, die Kinder ...«

»Die Kinder kannst du vergessen! Die sollen ruhig hören, dass du eine schlechte Mutter bist! Außerdem bleiben sie bei mir!«

Sie entgegnete nicht, dass er keine Zeit für sie hatte und nicht einmal fähig war, ein vernünftiges Mittagessen auf den Tisch zu stellen. Sie entgegnete auch nicht, dass sie es gewesen war, die ihnen eine unbeschwerte Kindheit ermöglicht hatte, trotz seiner Zornesausbrüche, deren Folgen auf die Kinder sie immer und immer wieder mit Fürsorglichkeit und Geduld ausgeglichen hatte. Stattdessen starrte sie auf seine

Hand, an der der goldene Ehering steckte, und erinnerte sich plötzlich an den Juwelier, wo sie ihn gekauft hatten. Klein war das Geschäft in Venedig gewesen, teuer und gut sortiert. Draußen hatte es geregnet, und nachdem sie die Ringe ausgesucht hatten, waren sie gemeinsam unter dem Schirm in das Kleidergeschäft hinter dem Markusplatz gelaufen und hatten die erste Babykleidung gekauft. Sie starrte auf seine großen Hände und erinnerte sich an die Geburten, bei denen er ihre Stirn mit Wasser gekühlt hatte, an Ostern auf dem Land unter den duftenden Fliederbüschen, an die Kindergeburtstage mit den brennenden Kerzen und den vielen Geschenken, die sie kaufen konnte, weil er so gut verdiente, an die immer größeren Autos und an den warmen Sand jeden Sommer, das alles fiel ihr ein, doch sie wusste nicht mehr, wie es sich angefühlt hatte, ihn zu lieben.

Aus dem Kinderzimmer kam ein leises Wimmern. Es würde das letzte Mal sein, das letzte Mal, dass die Kinder sie streiten hörten.

»Oder willst du sie mitnehmen, mit meinem Geld, zu deinem beschissenen Lover?«

»Nein, natürlich nicht, wir können doch darüber ...«

»Reden?«

Sie blickte auf. Hoffte, ihn zur Vernunft gebracht zu haben. In Wien lag die Scheidungsrate bei fast 50 Prozent. Er war ein Mensch der Zahlen, der Statistiken. Als Banker war er es gewohnt, auch in Krisen einen kühlen Kopf zu bewahren. Dafür hatte sie ihn am Anfang geliebt. Bis er ihr gezeigt hatte, dass er auch anders konnte.

»Wir können, wenn du willst, die gemeinsame Obsorge ...«  
Sie verstummte. Ihr Mann stand da, groß, schön, wie zur Salzsäule erstarrt. Sie empfand plötzlich Mitleid mit ihm. Ihn traf die Nachricht ja aus heiterem Himmel, sie hatte längst mit ihm abgeschlossen. »Du kannst die Wohnung natürlich behalten, die hast du geerbt ...«

»Ich weiß, was ich behalten kann.« Er sah sie zornig an und sie begegnete seinem Blick, erwiderte ihn und richtete sich innerlich auf. Sie spürte, dass sie dabei war, zu gewinnen, dass sie stärker war als er, und eine große Ruhe machte sich in ihr breit. Das alles hier hatte längst nichts mehr mit ihr zu tun. Sie war im falschen Film gewesen und der war jetzt gerissen. Voller Erleichterung nahm sie plötzlich die Welt wahr, die sich vor ihr öffnete, weil sie den entscheidenden Schritt getan hatte. Ihre Mundwinkel wanderten hinauf zu einem Lächeln, das ihm nicht verborgen blieb. Einen Augenblick lang sah er sie verunsichert an, dann erkaltete sein Blick. Langsam drehte er sich um: »Ja, ich weiß, was ich behalten kann.«

Jetzt sah sie alles in Zeitlupe. Seine dunkelblaue Hose, die sich entfernte, das gebügelte Poloshirt, den Futternapf auf dem Boden, der nur mehr halb voll war. Sie würde morgen eine neue Bodylotion kaufen müssen und Kinderpflaster, die hatte sie heute vergessen, sie spürte, dass ihre nackten Füße, die mit einem Mal unendlich weit weg schienen, froren und wunderte sich darüber, denn ihr Kopf war heiß und schwer und sie sah, wie ihr Mann die obere Schublade öffnete, die mit dem vertrauten Geräusch übers Kugellager glitt. Die

Schublade war sauber, da konnte er sich nicht beschweren, das Besteck war ordentlich sortiert, jetzt würden sie es wohl aufteilen müssen, aber das war ihr egal, sie wollte am liebsten nichts mitnehmen, gar nichts, doch was suchte er in der Besteckschublade? Da waren auch die Küchenmesser, deren Schärfe er liebte, wenn er am Sonntag das Fleisch schnitt, sie musste weg, raus aus dieser Küche, raus aus diesem Leben, in die Garderobe, doch da stand Lilli im geblühten Pyjama, mit ihrer Puppe, und sah sie mit großen Augen an. Im Augenwinkel sah sie ihn, wie er sich mit erhobener Hand auf sie stürzte, sie hörte Lillis Aufschrei und spürte den Stahl, der in sie drang, als sie Lilli ansah und ihr noch zuflüstern wollte: »Alles wird gut.«

\*

Clara zupfte am Negligé und tanzte zu *Happy*, das aus dem Badezimmerradio dröhnte. Sie hatte an diesem Hauch von schwarzer Seide nicht vorbeigehen können, als sie heute auf der Mariahilfer Straße unterwegs gewesen war. Dass diese jetzt eine Fußgängerzone war, half ihr definitiv nicht beim Sparen.

Sie wirbelte auf dem Quadratmeter, der ihr zur Verfügung stand, im Kreis, störte sich nicht daran, dass der kleine gelbe Teppich verrutschte, schwang die Hüften und betrachtete ihr leicht beschlagenes Spiegelbild. Die langen Haare kringelten sich feucht um ihre Schultern. Ihre Brüste waren zu groß für ihre sonst schlanke Gestalt, aber das war kein Grund, sich zu schämen. Sie drehte sich schwungvoll zum Regal, nahm die Flasche, öffnete die Olivenöl-Lotion und massierte ihre Arme und Beine damit ein.

Clara wusste, dass sie die Klischeefrau war. Die blonde Jüngere, wegen der der gutsituierte Ältere seine Frau verlassen und überstürzt wieder geheiratet hatte. Während der Hochzeitsvorbereitungen hatte sie sich erstmals mit der Vergänglichkeit ihrer eigenen Schönheit befasst und zu ihrem darauffolgenden 28. Geburtstag beschlossen, ihr Leben ausnahmslos zu genießen, was bei ihrem Job nicht immer leicht war.

Und da war noch der Kinderwunsch, der sich vor einigen Wochen in ihr Leben geschlichen hatte und ihr hartnäckig hinter jeder Ecke auflauerte. Plötzlich sah sie nur noch Schwangere oder glückliche Paare, die einen Kinderwagen vor sich herschoben. David, der bereits im Schlafzimmer war, hatte seinen Sohn und sie wusste nicht, ob er mit sich reden ließ. Egal, darüber konnte sie morgen nachdenken. Clara warf einen letzten Blick auf ihr Spiegelbild, zwinkerte sich selbst zu, öffnete die Badezimmertüre und ging Richtung Schlafzimmer, als ihr Handy läutete.

Obwohl Clara am liebsten mit dem Rad fuhr und nur zwei Straßenbahnstationen vom Tatort entfernt wohnte, schwang sie sich in den alten weißen Mercedes W123, der direkt vor der Haustüre stand, und startete. Das tiefe Brummen des Dieselmotors entspannte sie, während sie wehmütig den Parkplatz verließ.

»Bye, bye, Süßer«, flüsterte sie und sah sich schon beim Nachhausekommen Runden drehen. Sie öffnete die beiden Vorderfenster, lehnte sich auf die Mittelarmlehne und ließ die schwüle Nachtluft herein. »Wir müssen mit dem Rauchen aufhören«, murmelte sie und griff nach dem Minzkaugummi in der Ablage vor dem Lederschaltel. Obwohl die Uhr an dem mit Zebranoholz verkleideten Armaturenbrett 23:50 Uhr anzeigte, war sie hellwach.

Im letzten Jahr hatte sie viele Leichen gesehen, trotzdem hatte sie sich nicht wirklich daran gewöhnt. Sie hatte sich nur nach der ersten übergeben müssen, doch ihr Puls stieg



jedes Mal und sie brauchte Stunden, manchmal auch Tage, ehe sie wieder in ihren Alltag zurückfand.

Sie legte sich beim Schubertbrunnen verbotenerweise scharf in die Linkskurve, hörte die Reifen quietschen und drosselte das Tempo. Nur eine Kurve und sie hatte die unsichtbare Grenze zwischen zwei Welten überfahren. Das Servitenviertel hatte mit der Gegend um den Julius-Tandler-Platz, in der sie mit David lebte, nichts zu tun. Der Platz vor dem Franz-Josephs-Bahnhof, der vom vielleicht einmal modernen aber hoffnungslos klobigen Glasbau der Bank Austria dominiert wurde, war das Wohnzimmer der Obdachlosen, der McDonalds-Besucher und der Durchreisenden. Die Geschäfte zeigten den gleichen Charme wie die Gastronomie, nämlich gar keinen. Der einzige Lichtblick war die Nähe zum Donaukanal, den Clara liebte, auch weil er sie mit ihrem Arbeitsplatz in der Berggasse verband, und zur U4, mit der sie im Handumdrehen in die ganze Stadt fahren konnte.

Das Servitenviertel war verkehrstechnisch nicht so gut erschlossen, dafür hatte Sigmund Freud in alter Ärztetradition hier gelebt. Das privat geführte Palais Liechtenstein dahinter öffnete gnädig seinen Park für anständige Besucher, die sich nicht in die Wiesen setzten, und die Kultur hatte im Schauspielhaus eine schicke Adresse gefunden.

Clara fuhr noch langsamer und suchte die Hausnummern ab. Sie folgte der schmalen Straße, die sich durch die elegante Häuserzeile schlängelte, bog um eine sanft geschwungene Kurve und sah das blinkende Blaulicht des Streifenwagens

der zwei Polizisten, die sofort zum Tatort geeilt waren. Die rotweißrote Absperrung deutete darauf hin, dass auch die Spurensicherung bereits da war. Clara bremste. Ein paar Schaulustige standen neben Journalisten von *Der Bote* und *Unser Land*. Klar, wo Aas war, waren die Geier nicht weit.

Sie blieb in der zweiten Reihe stehen, schaltete den Warnblinker an, schloss die Fenster und sprang aus dem Wagen. Sie versperrte die Türen, drehte sich zum Haus, warf einen kurzen Blick auf die Schilder, die ihr verrieten, dass darin Ärzte, Notare und eine Gesangslehrerin arbeiteten, und ging durch das große, geöffnete Tor hinein. Der Stiegenaufgang war blitzsauber und roch nach Maiglöckchenputzmittel. Der weißgrau gesprenkelte Marmor an den Wänden versprach hohe Mieten und Eigentumswohnungen. Alles wirkte frisch gestrichen, auch der barocke Stuck an der Decke. Die geräumigen Briefkästen waren aus Messing. Die großen Spiegel, die mit grauem Holz gerahmt waren, das den gleichen Ton hatte wie der Marmor und der polierte Boden, waren klar und sie warf einen flüchtigen Blick auf ihr Bild. Das feuchte Haar, das sie sich eilig zu einem Knoten gebunden hatte, die Jeans, das weiße Hemd, das sie sich vom Stuhl gefischt hatte und das ziemlich zerknittert war. Das Gesicht noch urlaubsbraun, aber schon ein wenig müde. Clara überlegte kurz, ob sie mit dem Lift fahren sollte, der wie eine edle, schmiedeeiserne Erinnerung an das Fin de Siècle in die Höhe ragte, entschied sich aber für die weit ausholende Wendeltreppe, da sie das Stockwerk vergessen hatte.

\*

Er drückte seine Zigarette im überfüllten Aschenbecher aus, griff zu seinem Handy, entsperrte es und ging ins Internet.

Es war kein Zufall, dass sie ihm wieder begegnet war. Nein, in diesem beschissenen Leben gab es keine Zufälle mehr. Der Husten löste den Schleim aus seiner Lunge, während er darüber nachdachte, dass er endlich eine Entscheidung treffen musste. Das verdammte Nichtstun brachte nichts und seine Wut wuchs. Fluchend stand er auf und ging zum hochliegenden Fenster, öffnete es und roch wieder das frisch gebackene Fladenbrot vom Türken gegenüber, gemischt mit Abgasen und Hundekot. Auch wenn er das Handy hinaufhielt, hatte er im Keller einen beschissenen Empfang. Er konnte den Türken und seine Großfamilie nicht ausstehen. Die nahmen nur Arbeitsplätze weg und kassierten Familienbeihilfe, dass einem schlecht wurde.

Er warf seinen Kopf in den Nacken, scrollte sich durch die Links und hielt inne. Das konnte es sein. Er tippte auf den Touchscreen und wartete, bis sich das Fenster öffnete. Ja, das war es tatsächlich. So musste es funktionieren. Schnell ging er zum Holztisch zurück, nahm einen Kugelschreiber und fing stehend an, sich Notizen zu machen. Als er alles notiert hatte, setzte er sich, steckte das Handy in die hintere Hosentasche, unterstrich die gekritzelten Worte und betrachtete sie. Hinter ihnen formierte sich sein Plan.

Endlich greifbar, endlich konkret. Die Schlampe wusste nicht, auf wen sie sich da gerade einließ, nein, aber sie würde es bald zu spüren bekommen. Zufrieden rauchte er eine weitere Zigarette, ehe er sich zum betonierten Boden beugte und mit den Liegestützen begann.

\*

Das Gesicht war von blonden, akkurat geschnittenen, glatten Haaren umrahmt, die Stirnfransen knapp über den groß geschwungenen, gezupften Augenbrauen. Die braunen Augen starrten zugleich vertrauensvoll und klagend auf Claras Füße. Gekleidet war die Frau, die sie auf Ende dreißig schätzte, in eine Designerjeans und ein weißes, jetzt blutgetränktes Seidentop mit Neckholder, das sich fließend um den schlanken Körper legte. Die Leiche war eine Verschwendung der Natur.

Nachdem Clara die Wohnung im zweiten Stock betreten hatte und dem langen, von Kinderzeichnungen geschmückten Gang gefolgt war, der nach frisch gebügelter Wäsche roch, hatte sie schon die Kollegin von der Spurensicherung in der Küche gesehen, die mit ihrer kleinen Kamera Fotos schoss. Susanne sah seit ihrer Scheidung noch blasser aus, da halfen ihre roten Locken wenig und auch nicht der weiße Ganzkörperanzug, den sie trug.

»War sie schnell tot?«

»Das Messer dürfte sie sofort tief ins Herz getroffen haben, also ja.«

»Und ihr Bauch?«

»Da hat sich der Täter wohl noch abregiert. Genaueres werden wir nach der Obduktion wissen. Die Tatwaffe ist nicht auffindbar. Der Täter auch nicht. Wenn du herein willst, zieh dir bitte das Plastik über.«

Clara blieb im Türstock stehen. So konnte sie ein wenig die Illusion aufrechterhalten, dass das alles nichts mit ihr zu tun hatte. Sie sah sich um. In der Ecke neben der Balkontüre stand ein Futternapf für eine Katze, daneben ihr Wasser. Die Küchenkästen waren sicher Maßarbeit, weiß, mit schlanken Metallgriffen. Der schwarzweißkarierte Fliesenboden, die überdimensionale Abwasch, der Induktionsherd, der Tisch mit den Schnittblumen, alles strahlte einen gediegenen Geschmack aus und wurde bestimmt von einer polnischen Putzfrau gepflegt. Clara war irritiert von dem roten Nagellack an den nackten Füßen der Toten, der perfekt zu den Wunden passte, und nein, sie würde nie verstehen, wie Menschen, die so wohnten, Probleme haben konnten. Da hörte sie ein Wimmern.

»Sind die Kinder zu Hause?«

»Ja. Herr Petrovic kümmert sich um sie.«

Sie wandte sich von der toten Mutter ab und ging dem Wimmern nach, öffnete die angelehnte Türe und sah Aca, der auf einem Stuhl zwischen zwei Kinderbetten saß. Ihr Kollege stammte aus der Vojvodina, war ein wenig jünger

als sie, fest gebaut und gut trainiert. Sein gutmütiges Wesen und sein Killerinstinkt bei der Arbeit waren ein Gegensatz, den Clara sehr mochte. Jetzt trug er ein dunkles Hemd und Jeans. Seine Haare standen zu Berge und Clara ahnte, dass er aus dem Bett geholt worden war.

Die Kinder konnten nicht älter als vier und fünf Jahre alt sein und Clara begriff mit einem Mal, warum man sie so gerne in Haushalte schickte, in denen die häusliche Gewalt einen letzten Höhepunkt gefunden hatte. Als junge Kommissarin wirkte sie auf die hinterbliebenen Kinder sicher vertrauenserweckend. In der Logik ihres Chefs.

»Hallo, ich heiße Clara.«

»Ist die Mama tot?«, schluchzte das Mädchen, das unentwegt seine blonde Puppe streichelte, die ihm irgendwie ähnlich sah.

»Wie heißt du?«

»Lilli.«

»Und du?«

»Moriz.«

»Darf ich mich auch zu euch setzen?«

Die Kinder antworteten nicht. Wo war der Vater? Die Mordwaffe war sicher ein Messer von *kai* und ebenfalls verschwunden. Sie setzte sich auf den roten *Fatboy*, der elastisch nachgab.

»Wisst ihr, wo euer Papa ist?«

Lilli schüttelte den Kopf.

»Haben eure Eltern gestritten?«

»Ja, aber das dürfen wir niemandem sagen.«

»Natürlich nicht. Wie heißt denn deine Puppe?«

»Anna. Die Anna hat Angst.«

»Die Arme, aber du beschützt sie, ja?«

»Und ich beschütz die Mama!«, sagte Moriz, sprang aus seinem Bett und holte sich ein Holzsword aus einem blau-gestrichenen Regal.

*Pädagogisch wertvolles Spielzeug*, dachte Clara und wusste, dass sie keine Zeit verlieren durften, den Täter zu suchen. Sie schaute zu Aca.

Der nickte ihr zu: »Das Gebäude wird abgesucht und die Nachbarn werden befragt. Da werde ich mal helfen. Kommst du hier klar?«

»Natürlich. Wissen sie, dass ...?«

»Lilli ahnt es. Sie ist in der Küche gestanden, als wir ankamen.«

»Wer hat euch angerufen?«

»Der Vater.« Aca verließ das Kinderzimmer und hinterließ eine Leere, die Clara mit einem breiten, völlig unangemessenen Lächeln zu füllen versuchte. Die Kinder waren hübsch und gut gepflegt. Die Reklamekinder ihrer Tagträume. Am liebsten hätte sie sie einfach eingepackt.

»Aber Theo und Mara geht es gut«, flüsterte das Mädchen.

»Sind das auch deine Puppen?«

Moriz lachte auf: »Neeeeein, das sind doch keine Puppen!« Clara begriff nicht ganz.

»Theo und Mara sind bei der Hollabrunneroma!« Moriz kam jetzt ein bisschen näher und betrachtete Clara, die so dumm war, seine Geschwister nicht zu kennen.

»Ach so! Und die sind jetzt bei der Hollabrunneroma in Hollabrunn.«

»Neeein! Die sind mit der Hollabrunneroma in Italien!«  
Der Kleine hopste durchs Kinderzimmer und kriegte sich nicht mehr ein. Seine Schwester hingegen starrte auf den Kasten. Clara folgte ihrem Blick. An den Türen hingen ein Poster von der *Prinzessin Lillifee* und eines von den *Simpsons*. Lilli zog sich die Decke bis unters Kinn. Clara rückte den *Fatboy* näher und legte ihre Hand auf die Matratze. Lilli beachtete sie nicht und starrte weiter auf die Kastentüre. Die sich bewegte. Clara sprang auf. Lilli stieß einen spitzen Schrei aus. Die Türe öffnete sich langsam und ein Mann trat heraus. Dunkelblaue Hose, hellblaues Poloshirt. Seine Hände waren blutig, sein Gesicht kalkweiß. *Trotzdem ganz der Ken*, dachte Clara und ihr wurde schlagartig klar, dass er erstens groß und sportlich war, wahrscheinlich mit Segelschein und ein paar Medaillen im Brustschwimmen, und zweitens der erste Mörder, den sie alleine festnehmen würde. Im Beisein seiner Kinder.

»Papa!«

Mit einem Sprung war Clara hinter ihm, drehte ihm die Arme auf den breiten Rücken und schrie nach Aca.

Die Parklücke vor dem Haus war noch frei. Clara rieb sich die Augen. Der Himmel über dem Kanal begann schon zart türkis zu leuchten, bald würde die Sonne aufgehen. Der Mann hatte sich willenlos ergeben, war aber bis zum Schluss, als er in Handschellen abgeführt worden war, unfähig ge-



wesen zu sprechen. Clara hatte die Akut-Hilfe angerufen und eine Frau vom Kriseninterventionszentrum hatte die beiden Kinder abgeholt, nachdem sich Clara mit ihnen zwei Folgen Biene Maja angesehen hatte. Ab Montag würde sich das Jugendamt um sie kümmern.

Seufzend nahm sie den Schlüssel aus der Zündung, schloss die Fenster und öffnete die Türe. Sie war todmüde, durstig und überdreht. Sie überlegte kurz, ob sie David wecken sollte, um mit ihm am Kanal einen Morgenspaziergang zu machen, doch allein der Gedanke daran überforderte sie. Sie war froh, dass sich kein Obdachloser in den Hauseingang gelegt hatte, sperrte die besprayte Türe auf und stellte wieder einmal fest, dass das Stiegenhaus dringend ausgemalt werden musste. Einen Lift gab es auch nicht. Die Hausverwaltung war gut im Kassieren. Die Serviceleistungen, die das über hundert Jahre alte Haus instand halten sollten, vernachlässigte sie hingegen konsequent. Clara schleppte sich die einhundertzweiunddreißig Stufen in den vierten Stock hoch, die gebrochenen Augen der Mutter vor sich, die so jung und unsinnig gestorben war. Was war geschehen? War sie fremdgegangen? Wollte sie sich scheiden lassen? Spätestens am Montag würde Clara es erfahren und der Fall würde aufgeklärt in den Akten verschwinden.

»Ich will wieder ein kompliziertes Verbrechen!«, murmelte sie, als sie die Türe aufsperrte und an ihren ersten Fall dachte. Sie warf den Schlüssel und die Sneakers auf ihre Plätze und zog sich aus, während sie ins Bad ging. Das Wasser tat ihr gut, der Sanddornduft des Duschgels auch und sie fragte

sich, was für ein Duschgel die Tote zuletzt verwendet hatte. Wie schade war es, nicht jede Dusche zu genießen, als ob sie die letzte wäre.

»Jetzt werd mal nicht pathetisch«, flüsterte sie, ging triefend zum Regal und fischte sich ein neues Handtuch heraus. Ihr Körper war warm und lebendig, während die Tote bereits in der Kühlhalle der Gerichtsmedizin lag. Das Leben war ungerecht. Clara ging auf Zehenspitzen ins Schlafzimmer, kroch nackt unter die hauchdünne Decke zu David und schlief sofort ein.

## Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.

Als Hardcover mit Schutzumschlag, oder als eBook auf allen Plattformen.